

Podzer Frauen-Zeitung

Beilage zur Neuen Podzer Zeitung

Mittwoch, den (3.) 16. Juli 1913.

Einsendungen mögen an die Redaktion der „Neuen Podzer Zeitung“ mit dem Vermerk: „Für die Podzer Frauen-Zeitung“ gerichtet werden.

Das soziale Rom.

(Nachdruck verboten.)

Wer in diesem Jahre nach Rom pilgert, um die ewige Stadt als Ruinen- und Kunststätte kennen zu lernen oder alte Erinnerungen aufzufrischen, der wird angenehm überrascht sein, überall an Stelle der früheren Stagnation Leben und blühende Gesundheit zu finden. Gleich dem Phönix aus der Asche ist eine ganz moderne Stadt aus kulturhistorischen Trümmern emporgestiegen. Auf Schritt und Tritt werden wir an den ungeheuer angewachsenen Reichtum Italiens erinnert, mit dessen Hilfe Rom wieder die leitende Hauptstadt und das politische, moralische und soziale Zentrum des Reiches geworden ist.

Der kunstbegeisterte Fremde wird allerdings keine volkswirtschaftlichen Studien anstellen, ihn interessiert das antike und päpstliche Rom mehr als Land und Leute, der volkswirtschaftlich geschulte Beobachter aber ergreift mit Freuden jede Gelegenheit, die ihm einen Einblick in die sozialen und charitativen Einrichtungen Italiens bietet.

Auf eine ganze Anzahl seiner Wohlfahrtseinrichtungen hat der italienische Staat das Recht, stolz zu sein, keine aber kommt der Sorge für die heranwachsende Generation gleich. Fast alle Kreise der Bevölkerung sind an der Bekämpfung der Kindersterblichkeit interessiert, die Säuglingsfürsorge ist daher bis in ihre kleinsten Einzelheiten aufs Sorgfältigste ausgebaut worden. Eine bemerkenswerte Einrichtung ist zunächst die Ammenvermittlung. Um der Säuglingssterblichkeit vorzubeugen, verschaffen die Armenverwaltungen größerer Städte den unbemittelten oder zum Stillen unfähigen Müttern eine entweder am Orte oder auf dem Lande wohnende Amme, die das Kind während des Säuglingsalters in Pflege nimmt. Einmal im Monat werden die Amme und ihr Pflegling von dem Kreisphysikus untersucht. Ist der Gesundheitszustand beider unbefriedigend, oder scheint das Kind nicht gut behandelt zu werden, so wird es seiner Pflegemutter wieder entzogen. Auch kontrolliert man scharf, ob das Ammengeld für keinen anderen Zweck verwandt wird. Diese Art des Säuglingschutzes ist jetzt in 3118 italienischen Städten eingerichtet. In Rom erhalten auch die stillenden unehelichen und ehelichen Mütter kräftiges Essen aus den für diesen Zweck geschaffenen Volksküchen.

Der Verbesserung künstlicher Säuglingsernährung dienen die sogenannten „Caso del latte“ (Milchküchen)

in den römischen Arbeitervierteln von San Lorenzo, Prati di Castello und Trastevere. Hier werden an die Mütter, die sich nicht entschließen wollen, ihre Kinder den Ammen zu übergeben, sterilisierte Milch, Mellins Food und an-

dere Nährpräparate unentgeltlich verabreicht. Eine ganz besonders staatliche Fürsorge genießen die Kinder der Fabrikarbeiterinnen. Im Jahre 1902 bestimmte nämlich eine Regierungsverordnung, daß jede Fabrik mit über fünfzig Arbeiterinnen einen eigenen Stillraum haben müsse. Die staatlichen Tabakfabriken waren die ersten, die diesen Vorschriften nachkamen. Vorbildlich ist in dieser Beziehung die Fabrik in Rom. Dreimal täglich während ihrer achttündigen Arbeitszeit kommen hier die Mütter in die Stillstube, um ihren Säuglingen Nahrung zu geben. Während der übrigen Zeit werden die Kinder von gelehrten Kinderpflegerinnen in der neben dem Stillraum liegenden Krippe versorgt und überwacht. Außer den Fabrikkrippen gibt es in ganz Italien noch etwa vierzig, von denen sich fünf in Rom befinden. Alle stehen sie unter Aufsicht von Ärzten.

An die Krippe schließen sich die zahlreichen Kindergärten an. Rom besitzt allein mehr als sechzig. Hier werden Kinder vom dritten bis zum siebenten Jahren aufgenommen. Sie erhalten neben der leiblichen, bestehend in freiem Essen, auch geistige Fürsorge, indem geprüfte Lehrerinnen, die außerdem noch ihr Kindergärtnerinnenexamen gemacht haben müssen, ihnen den ersten Unterricht erteilen.

Zum Schluß noch einiges über die Findelhäuser. Von ihnen gibt es in ganz Italien etwa 135, sie nehmen durchschnittlich etwa 20.000 Kinder im Jahr auf. Die Mehrzahl davon ist unehelich. Vor nicht allzulanger Zeit herrschte in diesen Findelhäusern noch das vom Papst Innocenz III. eingeführte „Drehladensystem“. Dieses ist jedoch heute überall abgeschafft. Die Aufnahme geschieht entweder offen, oder auch durch besonders dazu angestellte Personen. Meist bleiben die Kinder nur kurze Zeit im Findelhaus, nach 14 Tagen etwa werden sie gewöhnlich einer Pflegemutter auf dem Lande übergeben. Die Hälfte der Mütter sagt sich übrigens vollständig von ihren Kindern los, wenn sie diese dem Findelhaus überliefert. Selbst hier werden die meisten Findlinge durch Ammen genährt. Es sind dies die Mütter, die aus den Entbindungsanstalten kommen. Diese erhalten freie Unterkunft, Kost und ärztliche Behandlung; dafür haben sie Ammendienste an zwei Säuglingen zu verrichten. So wenig ausgeprägt ist jedoch das Mütterlichkeitsgefühl dieser Mädchen und Frauen, daß nur in seltenen Fällen das eigene Kind darunter ist, dem sie Nahrung reichen.

Louise Faubel.



Die Wiese im Walde.

Für die „Podzer Frauen-Zeitung“ von Albin Bergmann.

Ein Föhrenwald. Die Nadelkronen streben
Auf in die klare Sommermorgenluft.
Am Dämmerfaum die alten Sagen schweben,
Die Sonne weckt den Waldesblumenduft.
Der Stämme Chor umschließt in weitem Kreise
Ein blühend, halbverborgenes Wiesenland,
Von oben plätschert eine Quelle laise
Und schlängelt durch den Grund ihr silbern Band.
Von drüben ruft der Auck, Rehe grasen
Und Käfer, Wienchen summen ohne Zahl;
Das letzte Bosthorn hör' ich ferne blasen:
O Welt, wie bist du schön! . . . Es war einmal . . .
Hier wohnt der Frieden. Anemonen blühen,
Marienblumen winken ihnen zu,
Und Dorjaeläutes Weibeböne ziehen
Wie segnend über diese Waldesruh.



Im Eden.

Ein Buenretiro für Pflegerinnen.

Wir alle tragen von Kindheit auf bewußt oder unbewußt die Sehnsucht nach zeitweiligem Alleinsein in uns. Je größer die Anforderungen, die an unsere Arbeitsleistung gestellt werden; je größer die Opfer, die von unsrem Drang nach Unabhängigkeit und unsrer Selbstsucht gefordert werden, desto mächtiger wird das Erholungsbedürfnis — desto vernehmlicher regt sich die Stimme des „einsamen Menschen“ in uns.

Wenn wir nach einem Tage mühevoller Arbeit erschöpft in unser Heim zurückkehren und die Tür hinter uns ins Schloß drücken, dann häßt uns für Stunden wohl nichts so köstlich als ungebrogene Einsamkeit. Jeder zweite Mensch, und mag er uns auch lieb und wert sein, verlangt keine Opfer von uns und verhindert, was uns am tiefsten erquickt: ein schrankenloses Sichgehenlassen, ein Nichtbeobachtetwerden; die Möglichkeit, Mühseligkeit, Unlustgefühle, alle Schranken unsrer mühsamen Tapferkeit langsam und unbewacht von uns abschütteln zu dürfen: nicht mit neuen Sorgen vom lieben Nächsten belastet zu werden. Dies alles verbürgt uns einzig die ersehnte, geliebte Einsamkeit. Sie ist das Eden der menschlichen Arbeitsbienen.

Glücklich die Menschen, denen ein solches Eden beschieden wird, und gepriesen seien jene, welche so einsichtsvoll dem Bedürfnis der Arbeitsmüden entgegenkommen! Und ist nicht ein also betätigtes Wohlwollen ein gutangelegtes Kapital, das reichlich Zinsen trägt?

Die Arbeit, diese Perle des Menschenlebens, hat in jedem Lande eine verschiedene Fassung. Bei uns beschränkt man sich aus wohlbekannten Gründen darauf, den Arbeitsrahmen einfach, zweckentsprechend, nüchtern zu halten. Man erreicht im besten Falle das Nützliche, das Notwendige. Anders in — man scheut sich schon, wieder und wieder auf jenen Musterstaat zu deuten — anders in — England. Wie sich „Her“ und „Dame“ mit den „kleinen Leuten“ auf dem Arbeitsfelde eig vermischen, so dringt auch der Luxus der oberen Klassen in die Nüchternheit ihrer Tätigkeit.

Ziehen wir hinaus in das Viertel des Glends der großen britischen Metropole: ins East End; Whitechapel, London Hospital. Die Sonne geleitet uns durch die gut gehaltenen Straßen — auch ein Luxus in dieser Umgebung: die Sonne! Wir durchdringen das Riesenagglomerat der Spitalsgebäude und betreten einen etwas abseits gelegenen Neubau: das Heim der Pflegerinnen.

In der Vorhalle: ein Tisch! Die Mühen sollen nicht steigen müssen, um ihre Ruhestätte zu erreichen. In den Gängen ist es still: fast lautlos huscht da und dort eine leichte Gestalt vorbei. Vor uns öffnet sich eine Tür, und ein freundliches Augenpaar heißt uns willkommen. Das Zimmer, das wir betreten, ist so hell und wohnlich, daß uns ein freudiges „Ah!“ von den Lippen schlüpft. So einfach der kleine Raum auch ist, trägt er doch das Gepräge des „Persönlichen“, denn überall fällt der Blick auf nettes Eigentum der Besitzerin: Bilder, blumengefüllte Vasen, blütenreine Decken. „Mein Zimmer“, betont das junge Wesen noch einmal froh. Und siebenhundert ähnlicher Räume liegen friedlich Seite an Seite und übereinander für siebenhundert fleißige Arbeitsbienen.

Man zeigt uns die Baderäume, den gemeinsamen Speisesaal. Da geht es so heiter zu wie in einem Mädchenpensionat. Ein verjüngendes Lächeln überfliegt manch müdes Antlitz. Beim sauber gedeckten Tisch, vor sich den Teller mit schmackhaften Wissen, befreit von dem manchmal doch recht lästigen Zwang des Schweigens: da tant man auf. So viele Frauen beisammen — streiten sie nie? Fast nie. Es mangelt ihnen an Zeit.

Dann führt man uns in den Salon. Ein ungemein gemütlicher Wohnraum mit hellen Ta-

peten, lauschigen Winkeln, weichen Behnstühlen, Schreibtischen. Bildern, Konsolen und Büchern — und — die Blumen, überall Blumen. Hier empfängt man seine Gäste — daher auch die kleinen Abteilungen — um halbwegs ungestört plaudern zu können. Daneben das Bibliothekszimmer, einfacher, doch fast noch hübscher. Und die Bücher — zum größten Teil eine Erholungsbibliothek: doch auch wissenschaftliche Werke sind darunter, und manche sogar angeketet, um nicht von Wissensdurstigen entführt zu werden. Die Behnstühle sind so weich und tief; da mag wohl manchmal das schönste Buch der müden Hand entfallen und manches der netten, wohlgestärkten weißen Caps an der Lehne des Traumverführers seine erste Frische einbüßen. Deshalb warnt ein großer Spiegel vor der Ausgangstür: „Cap streight!“ Und schnell zupft jede ihr Häubchen zurecht.

Wir werfen auch noch rasch einen Blick in die beiden allerliebsten Räume der Superintendentin. Mit einem instinktivem Gefühl der Verehrung tritt man der würdigen alten Dame entgegen. Sie vereinigt in ihrer Hand die vielen Fäden eines wunderbaren Werkes der Barmherzigkeit. Sie ist nicht nur verantwortungsvolle Arbeitleiterin, sondern auch Beraterin, Mutter ihrer vielen, vielen Schützlinge. Und in den langen Jahren ihrer schweren Tätigkeit ist sie zur Menschenkennerin geworden; sie weiß genau zu unterscheiden, wo es sich lohnt, Geduld zu üben, und wo es besser ist, den Fäden entschlossen zu zerreißen.

Mit einer Schwerefülligkeit, die in seltsamen Gegensatz zur frischen Energie ihrer Blicke steht, erhebt sich die alte Dame: sie will es sich nicht nehmen lassen, uns persönlich die Krone der Musterschöpfung zu zeigen. Vor einer Tür im Hofraume halten wir still. Mit feinem Lächeln weist unsre Führerin auf die Aufschrift hin: „The Garden of Eden!“ Dann wird behutsam die Pforte geöffnet, und fast auf den Zehenspitzen treten wir ein ins kleine Paradies.

Efenumspinnene Mauern, samtweiche Rasenflächen von zartestem Grün, duftende, farbenfette Blumengruppen; ein Bächlein, von schönen Weiden umsäumt, eine kleine Brücke, die mühsam einen Weg durchs Grün der schwankenden Zweige offen zu halten scheint, und darüber ein Stück Himmelsblau, wie man es reiner und leuchtender in London kaum je erträumt hat. So klärt sich der eigene Blick und meint Wunder zu schauen, wenn er, gesättigt von solch friedlicher Schönheit auf Erden, sich dankbar zum Himmel emporwendet.

Tiefe, ungebrogene Stille — ein Zauber mehr in diesem kleinen Paradies. Drüben zwischen den hohen Bäumen sehen wir Hängematten gespannt, und drinnen ruhen Frauengestalten in hellen Gewändern; man liest man schläft, man ruht. „Die Nachtpflegerinnen“, flüstert die alte Dame kaum vernehmbar an unser Seite, „sie bleiben so viel als möglich im Freien, die Armen. Sie haben ein schweres Leben. Wir tun für sie, was wir können.“

Mit einem langen Abschiedsblick scheiden wir aus dem Eden. — „Ein Paradies ohne Schlange“, meint jemand. „Nicht doch!“ erwidert die greise Führerin, „auch wir haben eine Schlange, die uns oft gerade die liebsten und besten der Schwestern entführt: die Liebe. — Leider. Wir sind auf unsre Weise ein wenig selbstständig und müßgönner den guten Schwestern das Glück des eigenen Heims. Wir verlieren eben zu viel mit dem Scheiden einer unsrer Braven.“

Nachdenklich, mit vertieftem Interesse prüfen wir die Blicke der Pflegerinnen, wie sie an uns vorbeikommen. Nicht Pracht und Jugend allein kennzeichnet jene, die noch unentschlossen den schweren Weg wandeln: die Anfängerinnen. Unter ihnen scheint es Mißmutige, Zerstreute zu geben, auch Enttäuschte und Faulle. Sie kämpfen noch mit sich und dem Schicksal. Anders die Arbeitsgeprüften, die Reifen. Wärmende Strahlen von

Menschenliebe leuchten aus ihren Augen. Sie haben ausgekämpft, haben überwunden und sich mit Leib und Seele ihrem Beruf ergeben. Für sie gibt es kein Zurück, wengleich kein Gelübde: sie fesselt. Ein Hauch der Verklärung umgibt manche der älteren Schwestern; wie leibhaftige Engel gleiten sie sorgend von Bett zu Bett und die wildesten Gefellen erliegen dem Banne solcher Engelsgüte.

Und für sie, die bis zum letzten Atemzuge vielleicht Trost und Binderung spenden und sich selbst vergessen, vor allem für sie, ist dieses Eden geschaffen worden. Es soll den Unentschlossenen den Kampf erleichtern und zum Ayl werden für jene, die gesiegt haben. Müde taucht der Leib in Sorgen unter, doch herrlich erquickt hebt ihn die Seele empor zu neuem willigen Schaffen — wenn uns das Leben ein solches Ayl zur Erholung gewährt. N. W. T.

Verschieden geartete Kinder einer Familie.

Die Erblichkeit der Eigenschaften von den Eltern auf die Kinder ist noch eins der ungelöstesten Menschheitsrätsel, aber unzweifelhaft in unendlich vielen Fällen vorhanden. Sie tritt in Erscheinung bei Kindern, die ihre Eltern nie gekannt, bei denen also Beispiel und Nachahmungstrieb einflußlos bleiben mußten; auch durch Vererbung der größterlichen oder urchöfelterlichen Anlagen, und fehlt viel häufiger in den nächsten Verhältnissen von Vater und Sohn. Die größten, hervorragenden Geister haben ihren Genius nicht auf Söhne vererbt, der andere Fall gehört zu den Ausnahmen. Doch machen wir häufig die Wahrnehmung, daß bei aller Ähnlichkeit von Geschwistern untereinander bei jedem Kinde irgendeine eigentümliche Begabung vorhanden ist und daß sich jedes einzelue charakteristisch von dem andern unterscheidet. Ebenso, daß die väterlichen Eigenschaften einzeln auf verschiedene Kinder verteilt sind und in ihrer besondern Mischung wiederum Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten darstellen. Da ist zum Beispiel ein lachendes, lockiges Knäschchen, das ganz des Vaters Gemütsweise zu haben scheint; heiter, gut und liebevoll, voll sinniger Empfindung und schöner Gedankenfülle — wird es sich so entwickeln wie der Vater? Ein anderer ist ein Träumer, lebt nur in seiner Gedankenwelt und Phantasie. Sein Gedächtnis ist voll von Versen, kein guter und kein schlechter wird je wieder von ihm vergessen, jedes Ding wandelt er sich um in phantastische Gestalt; aber seine Gedanken bauen auch auf und konstruieren realistische, wirkliche Dinge; sie bauen auf und reißen nieder, denn die Gedankenarbeit selbst ist der Genuß, dem er sich hingibt. Er ist ein schlechter Schüler, denn die geregelte, vorgegebene Arbeit ist ihm eine Last, er verliert sich unendlich lieber in seinen Träumen. Welchen Grad der Entwicklung all seine verschiedenen Eigenschaften erlangen werden, dafür dürfen wir mit Recht die Erziehung verantwortlich machen. Sie hat zu fördern, was die Natur ihm verliehen, aber dem Gang zu steuern, welcher der allseitigen Ausbildung der natürlichen Anlagen entgegensteht. Ein anderer Knabe ist voll unverwundlichen, trockenen Humors und doch gleicht er kaum in einem Zuge dem erstermähnten kleinen Bruder, er zeigt technisches Talent, aber es äußert sich in ganz anderer Weise als bei dem zweiten Bruder, mit dem er fast nichts gemein hat. Seine Richtung ist entschieden realistisch; die Art der künftigen Entwicklung seiner Begabung läßt sich nicht vorahnen, doch auch nicht mit annähernden Sicherheit voraussehen. Sie wird einmal plötzlich heraustrreten und dann erst Charakter und Wesen den bestimmten bleibenden Ton geben. Dieselben Begabungen und Talente, dieselbe Charakterfärbung wiederholen sich bei den Schwestern und doch bei allen in der eigentümlichen Anlage gemischt und abgetönt und da-

durch verändert. Bei einer derselben entdecken wir ebenfalls technisches Talent und Erfindungsgabe; in der rechten Weise gebildet und unterwiesen, wird sie vielleicht einmal Bedeutendes in Zeichnen und Malerei leisten. Begabung für Hauswirtschaft, Sorgfalt für die kleinen Geschwister entspringen hier großenteils der Charakteranlage, die liebevoll und innig, gern für alles Sorge trägt. Die Natur hat einen Schatz hier gegeben, Erziehung aber hat einen starken Hüter zu setzen; denn schöne Charakteranlagen können hier leicht in großen Charakterfehler umgewandelt werden: das Bewußtsein der Ueberlegenheit über die jüngeren Geschwister kann sich leicht in Herrschsucht oder Unverträglichkeit verkehren. Eine andre Schwester fliegt wie ein Vogel durch das Haus, durch Zimmer, Hof und Garten, alles gern für andre tuend, leicht in Auffassung und Verständnis — ein genialer Hauch bewegt all ihr Tun, ihr selbst vollkommen unbewußt. Hier hat die Erziehung leichte Arbeit: nur zu bewahren, was die Natur gegeben, dem Geist eine richtige, kräftigende Nahrung zu reichen und schädigend wirkende Einflüsse fernzuhalten. Schon dieser flüchtige Überblick einer Kindergruppe zeigt uns, daß die Natur jedem Kinde seine bestimmte Anlage verleiht, daß aber die Erziehung dieselbe bei jedem zu hüten hat wie ein Heiligtum um sie zu voller Ausbildung zu bringen, und abzuwehren, was teils infolge derselben, teils durch äußern Einfluß Schädigendes auf sie einzuwirken droht. Daß hiezu die früheste Erkenntnis der Anlage von Wichtigkeit ist, ist selbstverständlich.

Der Normal Schuh.

Wenn man einen normalen menschlichen Fuß betrachtet, wie man ihn fast nur bei Kindern findet, so sieht man, daß die große Zehe in einer geraden Linie mit dem innern Fußrande liegt. Eine Linie, durch die Mitte der großen Zehe nach hinten verlängert, trifft den Mittelpunkt der Ferse. Die beiden Hälften des Fußes sind also sehr ungleich. Der Schuster baut aber, wie an dem Oberleder jedes neuen Schuhs gesehen werden kann, die Schuhe symmetrisch um eine eingezeichnete Mittellinie. Die Folge davon ist, daß die große Zehe nach außen weicht und die übrigen Zehen nach derselben Richtung verdrängt. Schließlich kommt es zum Einwachsen der Nägel, die stets einem einseitigen Druck ausgesetzt sind, und zu Ueberschiebung der Zehen. Am schlimmsten kommen hierbei die Kinder weg, bei denen von oben herab dekretiert wird, ob der Schuh paßt oder nicht. Klagen die Kinder beim Anprobieren über Druck, so tröstet der Schuhmacher, daß dies sich geben werde, denn „der Schuh zieht sich nach dem Fuß“, Gewöhnlich ist das Verhältnis aber umgekehrt. Der Fuß als der Schwächere giebt nach und zieht sich nach dem Schuh auf Kosten seiner Form und Leistungsfähigkeit. Werden dann vollends, wie das von parsamen Müttern häufig geschieht, die Schuhe auf den andern Fuß gewechselt, sobald sie schief werden wollen, so heißt das nicht anders, als den Fuß, der sich eben erst seine unbequeme Hülle etwas zurecht getreten hatte, zwingen, den ungleichen Kampf von vorn zu beginnen. Von einem ordentlichen Schuh muß verlangt werden, daß der Fuß auf der Sohle bequem ruhen kann, daß die Zehen hinreichenden Spielraum haben, um sich frei bewegen zu können; daß der Absatz niedrig und breit sei und endlich, daß der Schuh auf dem Riß so genau schließe, daß selbst beim Bergabgehen der Fuß nicht nach vorn rutschen kann.

Pariser Modeplauderei.

Die Russenbluse, die bis zu den Knien reichende Casaque und die Tunika waren bei dem letzten Rennen noch immer tonangebend, sehr viel sah man auch schwarze Atlas-, Moiré- und Taffetböcke mit weißer oder gelblicher Spitzenjacke. Weiß-schwarz siegte überhaupt auf der ganzen Linie; unter zehn Toiletten befanden sich vielleicht zwei, die diese Kombination nicht aufwiesen. Sehr vornehm wirkten besonders schwarze Atlaskleider, deren lange Casaque sich über die Röcke aus spinnwebartigen weißen Spitzen weit öffnen. Eine bekannte Sängerin trug eine derartige Toilette, die durch einen schmalen, kirchroten Striemen noch gehoben wurde, was sehr apart aussah.

Bei den weißen Batistkleidern macht sich übrigens ebenfalls eine gewisse Farbenreudigkeit bemerkbar. Man unterlegt sie vielfach mit Königsblau oder rosa, oder man färbt die Ränder mit Taffet von der Farbe des „Madonnenblau“ der altitalienischen Meister ein. Der Wollmuffel trägt Bordürenschmuck, dessen leuchtende Effekte an vulgarische Wuntheit gemahnen, während man um die Taille der weißen Creponkleider als Meeresfest sehr breite, sehr faltige Schärpen aus fattedblauem oder buntgeblumtem Frottein



Ferdinand von Bulgarien und Zarin Eleonore.

Infolge der bulgarischen Niederlagen bei dem gegenwärtigen Bruderkrieg auf dem Balkan ist die Person des Zaren Ferdinand von Bulgarien und dessen Gattin Eleonore in den Vordergrund des Interesses getreten. Die letzten Nachrichten lauteten dahin, daß durch die Mißgunst der Ereignisse die königl. Dynastie bedroht sei. Wir bieten unseren Lesern die Bilder des Königs und die Königin von Bulgarien.

schlingt. Die Röcke sind unten noch alle sehr eng und werden es, wie die Schneider versichern, bis auf weiters bleiben. Allerliebste Variation gestattet die Tunika. Auf Seidenkleidern erscheint sie nicht nur aus dem Stoff selbst, sondern auch aus gebranntem Tüll oder gefalteten Spitzen. Ueberhaupt sind Spitzen für die Hochsommerkleider nach wie vor sehr beliebt. Gibt es doch nichts luftigeres für leichte Gewebe oder Bingerieckler als so ein zartes Spitzengeriesel.

Für die Jackettkostüme sind diesmal die mekkanischen Frottees anzuwenden; die Jacketts zeigen sich entweder kurz und gerade oder in Mäntelform mit Schloß. Sehr elegant wirkt auch eine seidene oder leinene Jacke, deren Farbe mit der dem Kleid aufliegenden breiten Schärpe harmoniert. Unter den neuesten Kopfbedeckungen, ist der schwarze Sammethut beherrschend, entweder mit durchsichtigen Rändern oder Spitzenflügeln, die auf der linken Seite hoch hinaufstehen. Auch der breitrandige Parzerhut wird jetzt in Sammet kopiert. Andere Formen sind wieder ganz durchsichtig und lassen das Haar durchschimmern, während auf den Krempen einzelne Weidenrosen mit langen Stielen willkürlich verstreut liegen. Alles in allem scheint sich ein Uebergang vorzubereiten und man muß abwarten, was sich aus diesem Chaos für den Herbst entwickeln wird.

Hut ab! Fort mit dem Hut fort mit jeder Kopfbedeckung! Sie ist nicht nur unnötig,

sondern sogar schädlich. Das Haarhaarboden brauchen Licht und würde viel weniger kahle und dünne und spärlich behaarte Köpfe in der Welt geben, wenn die Menschen sich nicht künstlich selbst Licht und Luft für ihren Kopf abschließen. Auch im Regenwetter ist es ausgezeichnet, haarhäutig zu gehen. Regenwasser ist für Haar und Haarboden besser als alle künstlichen Haarwasser.

In Norwegen haben in verschiedenen Kur- und Bäderorten die Sommergäste jogen „Luft- und Bädervereine“ gebildet, d. h. sie kamen überein, in Wald und Garten, auf Bahnhöfen und Dampfschiffen, kurz, überall, ohne Kopfbedeckung zu gehen. — Dies ist ein ausgezeichnete Anfang. Aber kann man nicht noch einen Schritt weiter tun und den Hut ganz beiseite lassen? Ich meine nicht nur im Sommer und in Bädern, sondern auch im Winter und in der Stadt? Wieviel Geld könnte man damit sparen! — Bei brennender Sonne und sehr heftigem Platzregen gebe es zum Schutze ja immer noch Sonnen- und Regenschirme.

In Amerika und England ist es gar nichts besonderes mehr, ohne Hut zu gehen. Und auch in Hamburg gibt es einen alten Herrn, der schon viele Jahre Sommer und Winter mit einem „Lufthut“ geht, obgleich es mehr Aufsehen erregt, als wenn er barfuß ginge. Aber um sein schönes, dichtes, weißes Haar können ihn Könige beneiden.

In der englischen Universitätsstadt Oxford existierte eine alte Klosterschule, ein Internat. Von altersher ist es Sitte gewesen, daß die Jünglinge dieser Schule bei Hitze und Kälte, bei Regen und Schnee keine Kopfbedeckung tragen. Die Sitte ist bis auf den heutigen Tag beibehalten. — Es ist eine wahre Freude, die Jünglinge in den Straßen Oxfords zu treffen; hei, haben die einen dicken Schopf gefunden, kräftigen Haars! Alle, ohne Ausnahme.

Wenn es ein so billiges, einfaches Mittel gibt, den Haarwuchs zu kräftigen, warum wohl so wenig Gebrauch davon machen?

Modespion.

Fast vergessene internationale Kinderspiele.

Wenn eine Schar Kinder sich auf freiem Platz zusammenfindet, so pflegt auch bald von einem derselben die Anregung zu einem Reigenstapel gegeben zu werden, der alle gern folgen. Aber Kinder lieben die Abwechslung und werden deshalb auch gern ein Spiel neu einführen, das heute in vielen Gegenden vergessen von ihren Groß- und Urgroßmüttern in deren Kinderzeit immer gern gespielt wurde und sich großer Beliebtheit erfreute.

Nachdem sich sämtliche Kinder bis auf eins niedergelegt, nimmt dieses einen Stock in die Hand und spricht oder singt nach einer bekannten Melodie: „Ich reise nach Jerusalem, wer will mit? Keiner weiter, keiner weiter als Herr Schmidt.“ Bei dem letzten Wort klopft es mit dem Stocke beim dem Kinde, vor dem es bei seinem Rundgang gerade angekommen ist, auf die Erde, das betreffende Kind schließt sich ihm nun an und wieder geht es nun unter gleichem Sang auf die Reise. Nachdem alle Kinder sich angeschlossen, geht es noch ein Weilschen kreuz und quer unter dem Gesang irgend eines Wanderliedes unter Bäumen oder auf dem Plage hin, dann sagt plötzlich und unvermittelt das führende Kind: „Man reise ich wieder heim“ und stürzt, allen voran, dem Plage zu, wo sich alle wieder niedergelegt. Das zuletzt ankommende Kind beginnt von neuem die Reise nach Jerusalem.

G.

